

Jürgen Hübschen

BADETAG UND WUNDERTÜTE

agenda

Jürgen Hübschen

BADETAG UND WUNDERTÜTE

KINDHEIT UND JUGEND IM
MÜNSTERLAND
1950 BIS 1965



agenda Verlag
Münster
2009

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

2. vollständig überarbeitete und ergänzte Auflage

© 2009 agenda Verlag GmbH & Co.KG

Drubbel 4, D-48143 Münster

Tel.: +49-(0)251-799610 | Fax +49-(0)251-799519

www.agenda.de | info@agenda.de

Layout, Satz und Umschlaggestaltung: Sabrina S. Jordt,

D. Anna Radanovic, Frank Hättich

Druck & Bindung: SoWa, Warschau/PL

ISBN 978-3-89688-395-7

INHALTSVERZEICHNIS

Warum gibt es dieses Buch?	7
Der Alltag	9
Wohnen, Essen und Schlafen	21
Die Küche	34
Die äußere Schönheit oder Kleidung und Frisuren	38
Körperpflege, Hygiene und große Wäsche	47
Gesundheitsvorsorge, Krankheiten und ihre Behandlung	57
„Das katholische Kapitel“	66
Spielen und erste Fahrradtouren	78
Die Schule	92
Große Ferien und erstes richtiges Geldverdienen	107
Aufklärung und das andere Geschlecht	114
Nostalgisch-philosophische Schlussbetrachtung	119

WARUM GIBT ES DIESES BUCH?

W eil es auch bei mir nur noch eine Frage der Zeit ist, bis die Enkelkinder diese berühmte Frage stellen können: „Opa, erzählst Du uns noch einmal von früher?“, habe ich mich entschlossen, ein paar „Geschichten von früher“ aufzuschreiben.

Einerseits kann ich damit all denen eine Freude machen, die heute genau so alt sind wie ich, und auf der anderen Seite hat es den Vorteil, dass ich den Enkeln nicht immer dieselben Geschichten erzählen muss, sondern ihnen einfach aus diesem kleinen Büchlein vorlesen kann. Und wenn es mich dann mal nicht mehr gibt, dann können sie selbst nachlesen, wie das damals war, als der Opa noch ein Kind und später ein junger Mann gewesen ist.

Außerdem bin ich beim Schreiben dieser Geschichten selbst noch einmal wieder jung geworden und habe mich darüber gewundert, dass das alles wirklich schon ein halbes Jahrhundert her sein soll. Wo ist bloß die Zeit geblieben, die mir jetzt, als ich das alles aufgeschrieben habe, so vorkommt als sei es erst gestern gewesen?!

Natürlich bin ich beim Schreiben ein bisschen traurig geworden, dass das alles unwiderruflich Vergangenheit ist, aber ich bin auch glücklich darüber, dass ich das alles erleben durfte.

Vieles davon ist und war so einzigartig, dass es mir fast ein wenig leid tut, dass unsere Kinder und Enkelkinder so etwas nie erleben werden.

Jede Zeit hat ihre schönen und auch schlechten Seiten, aber jetzt, wo ich das alles aufgeschrieben habe, begreife ich erst richtig, dass meine Kindheit und Jugend etwas ganz besonderes gewesen sind.

Und erst heute verstehe ich wirklich, wie dankbar ich, vor allem meiner Mutter, dafür sein muss, dass ich das alles so erleben durfte.

Ich will versuchen, in und mit diesem Buch, Dinge in Erinnerung zu rufen, die für unsere Zeit und vor allem im Münsterland typisch waren und uns auch geprägt haben. Dabei will ich mich bemühen, hauptsächlich darüber zu schreiben, was alle oder zumindest die meisten in unserer Generation erlebt haben und das Ganze durch ein paar persönliche Erinnerungen zusätzlich würzen...

Ich danke unseren Freunden, die in Gesprächen und durch eigene Erinnerungen dazu beigetragen haben, all diese Dinge wieder aus den Schubladen zu kramen, in denen sie schon endgültig zu verstauben drohten, und damit unwiderruflich verloren gewesen wären.

Also, ein dickes Dankeschön an: Alice, Anne, Antje, Berti, Betty, Dieter (Ömmes), Franz-Josef, Gabi, Gaby, Heinrich, Helmut, Herbert, Hanna, Hubert, Ingrid, Klaus, Ludwig, Manfred, Renate, Rita, Theo, Wanda und natürlich an meine Frau Brigitte.

Sie alle werden sich in diesem Büchlein ganz besonders wiederfinden.

Das Buch widme ich meinen verstorbenen Eltern und all den Menschen, die dazu beigetragen haben, dass ich in den 50er und 60er Jahren so eine tolle Zeit hatte.

Greven, im März 2006

DER ALLTAG

Am 8. Mai 1945 war der Krieg zu Ende, viele deutsche Städte waren zerstört, und eine große Anzahl von Menschen hatte alles verloren. Bei den einen waren Hab und Gut durch die Bombenangriffe vernichtet worden, andere hatten ihren ganzen Besitz und natürlich auch Ihr Zuhause auf der Flucht in den Westen oder bei der Vertreibung zurücklassen müssen.

Die deutsche Wirtschaft lag völlig am Boden, manche Städte existierten praktisch nur noch auf der Landkarte und vor allem im Osten unseres Vaterlandes wurde ein großer Teil der noch intakten Industrie systematisch zerlegt und nach Russland transportiert.

Viele Menschen hatten die Bombenangriffe nicht überlebt, unzählige Männer waren gefallen oder aus der Kriegsgefangenschaft noch nicht zurückgekehrt.

Die Generationen unserer Eltern und auch Großeltern standen praktisch vor dem Nichts, die der Großeltern vielfach schon zum zweiten Mal.

Kinder, die kurz vor dem Krieg oder während des Krieges geboren wurden, schienen überhaupt keine Zukunftsperspektiven mehr zu haben und für diejenigen, die, wie ich, kurz nach dem Kriegsende geboren wurden, sah das nicht viel anders aus.

Was für eine Kindheit erwartete uns, wie würde unsere Jugend aussehen in einem Land, das einen von den Nazis vom Zaun gebrochenen Krieg verloren hatte und völlig am Boden lag?

Was für ein Glück, dass wir Kinder das gar nicht richtig realisiert haben und was für ein noch größeres Glück, dass unsere Eltern und vor allem unsere Mütter ihren Optimismus und ihr Selbstvertrauen nicht verloren hatten.

Wegen der weitgehend zerstörten Infrastruktur wohnten alle, zumindest in den ersten zehn Jahren nach dem Krieg, in viel zu

kleinen Wohnungen, in denen es keine Badezimmer gab und in den meisten Fällen auch nur ein Zimmer beheizt wurde. Da wohnten alt und jung sehr eng zusammen, und die Stimmung war bisweilen etwas angespannt.

Weil so wenig Platz war, erlebte man auch alte Leute aus unmittelbarer Nähe. Sicherlich haben noch viele ihre Oma vor Augen, die so einen Haarknoten mit einem künstlichen Dutt darin trug. Abends wurden dann die Haare gelöst, und die Oma hatte einen langen Zopf. Beeindruckend waren auch die herausgenommenen Zähne im Glas, die wohl über Nacht irgendwie frisch gehalten wurden. Keine Ahnung, auf jeden Fall hatte Oma abends dann immer so einen nach innen gefallenen Mund. Das war ein bisschen unheimlich. Schlimmer waren allerdings diese „offenen Beine“, die mindestens eine Oma oder Tante in jeder Familie hatte. Dieses offene Bein musste abends immer neu gewickelt werden, aber da guckte man besser nicht hin.

Neben vielen Menschen gehörten in den ersten Jahren nach dem Krieg auch Nutztiere zur Familie. Viele hatten Hühner im Garten, bauten alle Arten von Gemüse selber an und hatten häufig in irgendeinem Schuppen auch noch ein Schwein. Im Elternhaus meines Vaters, in dem wir mit vielen Verwandten von 1945 bis 1956 lebten, hieß das Schwein „Benjamin“. Es lebte in einem Kellerraum, dessen Fenster aus gutem Grund immer offen stand. Benjamin war für mich eine ständige Bedrohung, weil es bei meiner Mutter immer, wenn ich mal wieder einen Stritz in die Unterhose gemacht hatte, weil ich zu knapp zum pinkeln gegangen war, hieß: „Wenn das noch einmal vorkommt, stecke ich Dich zu Benjamin in den Stall!“ In Bezug auf Benjamins Farbe waren das ja durchaus rosige Aussichten, wenn ich aber an seine Behausung dachte, eher weniger!

Es fehlte in den ersten Jahren nach dem Krieg aber nicht nur an Wohnraum, sondern auch an Geld, und damit eigentlich an allem.

Mein Vater starb bereits im Sommer 1946, so dass meine Mutter für meinen Bruder und mich alleine gerade stehen musste. Ich habe erst als Erwachsener wirklich begriffen, was das eigentlich bedeutet hatte.

Wir Kinder haben auch die Geldknappheit nicht bemerkt. Wir hatten alles, was wir brauchten und manchmal sogar noch eine Überraschung zusätzlich.

Jeden Tag ging man zum Einkaufen in den Laden an der Ecke. Dort gab es alles noch unverpackt, bei uns hieß das „lose“. Salz, Zucker oder Mehl stand in Säcken auf dem Boden und wurde in beliebigen Mengen abgewogen. Erinnert Ihr Euch noch an die Waagen, die an der Seite für die dreieckigen braunen Tüten so eine Halterung hatten? Gurken oder frisches Sauerkraut wurde aus einem Holzfass gefischt und dann auf Zellophanpapier gelegt. Die Rechnung wurde immer mit einem dicken, meistens roten Bleistift auf das Einpackpapier geschrieben. Ein Brot kostete 1 DM; die bekanntesten Sorten bei uns waren Kassler und Paderborner. Es wurde immer „Brot von gestern“ gekauft. Meine Mutter sagte, das sei gesünder, man müsse es länger kauen, und deswegen wäre es auch gut für die Zähne. Der eigentliche Grund war natürlich, dass man von frischem Brot ein bis zwei Scheiben mehr gegessen hätte. Aber auch dafür hatte meine Mutter einen Spruch parat: „Fresser werden nicht geboren, die werden erzogen.“

Klare Aussagen, und ich sehe sie vor mir, wie sie das Brot geschnitten hat und denke, dass das in allen Familien so war. Sie klemmte es schräg vor der Brust mit dem Unterarm ein, und dann wurden die Scheiben in Richtung Körper mit einem scharfen Messer abgesäbelt. Komisch, dass es beim Gebrauch des ersten Taschenmessers und später vor allem beim Fahrtenmesser hieß: „Junge, denk dran, immer vom Körper weg schneiden.“ Quod licet jovi, non licet bovi, lernten wir später im Lateinunterricht ...!

Ehe ich es vergesse: Die Brötchen kosteten damals fünf Pfen-

nig und Teilchen einen Groschen, also zehn Pfennig. Für die meisten von uns war das aber nicht wichtig, weil es zu Hause sowieso keine Brötchen gab, und wenn mal als Überraschung eine Tüte mit Teilchen auf dem Küchentisch lag, dann waren die auch von gestern und kosteten dann nur noch fünf Pfennig oder manchmal gab es sie sogar dazu.

Könnt Ihr Euch noch erinnern, wenn es zu Hause selbst gebackenen Kuchen gab? Wenn es Blechkuchen war, musste ich vorher immer für zehn Pfennig Hefe holen, die wurde einfach von einem Stück abgeschnitten und war in so einem blau-silbernen Papier eingepackt.

Vorratshaltung an Lebensmitteln war aus dreierlei Gründen nicht möglich. Erstens hatte man keinen Platz, zweitens besaß man keinen Kühlschrank und drittens hatte man auch nicht genug Geld. Man lebte also so ein bisschen von der Hand in den Mund, aber was in den Mund kam, war eigentlich immer lecker. Das stimmte natürlich besonders, wenn man beim Einkaufen die berühmte Scheibe Wurst oder auch mal einen Bonbon bekam; bei uns hieß das „Bömbchen“, ausgesprochen wird das: „Bömbchen“. Die dicken Himbeerbonbons aus dem Glas waren besonders beliebt und natürlich Lakritzpfeifen und Nappoblocks. Eine besondere Spezialität waren Salmiakpastillen. Die kauften wir bei Herrn Vagedes in der Drogerie. Das waren so kleine schwarze Rauten, die Herr Vagedes in Mengen ab fünf Pfennig in eine kleine Tüte rieseln ließ. Wir nahmen die dann einzeln raus, leckten einmal über den Handrücken und legten mit den Salmiakpastillen Muster drauf, Sterne waren dabei besonders beliebt. Wenn das Kunstwerk fertig war und auf dem Handrücken klebte, wurde mit wachsender Begeisterung immer wieder mit der Zunge hinübergeleckt bis sich die ersten Pastillen lösten und man dann alle in den Mund schob. Wenn man zu Hause vor dem Spiegel die Zunge herausstreckte, war die ganz schwarz.

Nicht zu vergessen sind natürlich auch die Brausetüten von „Frigeo“, die berühmte „Ahoj-Brause“ in den Sorten: Zitrone, Orange, Himbeer und Waldmeister. Die Tüten zum Preis von zwei Pfennig hatten an der Seite einen kleinen Strohalm aufgeklebt. Damit saugte man das Pulver in den Mund und schäumte es dann durch Wackeln mit den Backen auf. Eine andere Variante bestand darin, dass man sich etwas Brausepulver in die Hand schüttete und dann langsam aufleckte. Wenn man die Zunge einen Moment in dem Pulver liegen ließ, prickelte es erst wie verrückt und dann fing es fast schon an auf der Zunge zu brennen. Später gab es für fünf Pfennig Brausewürfel, aber die wurden nie so legendär wie die Tüten. Und erinnert Ihr Euch noch an die Drops-Rollen? Die gab es auch mit verschiedenem Geschmack. So einen Drops konnte man so lange lutschen bis er ganz dünn war und in der Mitte ein Loch kriegte. Da steckte man dann die Zungenspitze rein bis es nur noch so ein Dropsring war. Irgendwann kamen diese grünen Vivil-Automaten auf. Da warf man zehn Pfennig rein, musste zwei Griffe zusammendrücken und dann fiel eine kleine Stange Vivil nach unten durch.

Das Beste von allem aber waren die Wundertüten von „Heinerle“ mit der Aufschrift „Die beliebte Wundertüte“, zunächst in Schwarz-Weiß und später „Die begehrte Wundertüte“ in Farbe. Keine Sorge, über den Inhalt werde ich später noch etwas erzählen.

Wenn man Milch oder Milchprodukte kaufen wollte, musste man dafür bis Mitte der 50er Jahre in gar kein Geschäft gehen. Der Milchmann kam nämlich mit seinem Wagen vor die Haustür. Zu Anfang war das noch eine Pferdegesspann mit Milchkannen auf der Ladefläche.

Der Milchmann hatte eine große Glocke, mit der er klingelte, um die Hausfrauen oder auch beauftragte Kinder aus den Häusern zu locken. Für die Milch nahm man einen Topf mit, in den die

Milch vom Bauern aus der Kanne abgefüllt wurde. Wollte man auch noch Quark kaufen, manche nannten den auch Schichtkäse, musste man noch eine Schüssel mitbringen. Der Quark wurde in so ein Butterbrotpapier eingeschlagen und dann in die Schüssel gelegt. Kurze Zeit später war dann unten in der Schüssel so eine leicht grünlich-wässrige Flüssigkeit, nicht unbedingt Appetit anregend.

Wie überall war auch beim Milchmann das Wirtschaftswunder bald zu spüren, und er kam statt mit dem Pferdefuhrwerk jetzt mit einem Dreirad-Kleinlaster der Marke „Tempo“. Die Milch wurde nicht mehr in Kannen transportiert, sondern in einem Stahlbehälter mit einem Hahn. Wenig später wurde das „Tempo-Dreirad“ durch einen Bulli der Marke „DKW“ ersetzt. Das waren diese Lieferwagen mit der schrägen Schnauze und den großen Scheinwerfern, die so aussahen, als hätten sie ein Gesicht.

Nicht nur der Milchmann kam jetzt mit dem Auto, sondern auch der Lumpensammler und der Klüngelkerl. Die beiden benutzten ebenfalls große Glocken, um den Leuten ihr Kommen anzukündigen oder sie drückten auf die Hupe. Dazu riefen sie noch: „Lumpen, Eisen, Papier.“

Wir hatten daraus zwei andere Sprüche gemacht, und die gingen so: „Lumpen, Eisen, Knochen und Papier, ausgerissene Zähne sammeln wir“ oder „Der Klüngelkerl nimmt alles an, auch Papier mit Driete dran.“ – Driete ist im Münsterland das plattdeutsche Wort für Scheiße. Wenn der Klüngelkerl kam, sammelte dieser hauptsächlich Alteisen und anderes Metall. Das war für uns Kinder die erste Gelegenheit, Geld zu verdienen. Auf den zahllosen Trümmergrundstücken war immer irgendwo Altmetall zu finden. Das sammelten wir und packten es in irgendeine Ecke oder unter einen Busch bis der Klüngelkerl mal wieder kam. Man schleppte dann seine Schätze zum Wagen, wo sie mit einer speziellen Waage gewogen wurden. Das war so ein Instrument, das der Klüngelkerl

in der Hand hielt, und das unten einen Haken hatte. Daran wurde das Metallteil gehängt und zog so mit seinem Gewicht eine Skala auseinander, auf der man ablesen konnte, wie schwer das Teil war. Dieses Verfahren machte einen ausgesprochen fortschrittlichen, enorm technischen und vor allem auch seriösen Eindruck. Das Interessante und gleichzeitig Tragische aber war, dass sich das Gewicht eigentlich kaum auf unseren Erlös auswirkte. War das Teil besonders schwer, war das Material nach Aussage des Klüngelkerls nicht viel wert oder die gesammelten Schätze hatten nur ein geringes Gewicht, und dann gab es auch nicht viel. Zehn Pfennig war die Regelbezahlung, ab und zu gab es mal einen Fünziger und als absolute Ausnahme sogar mal 1 DM. Egal, wir haben dieses Geld nicht in die Spardose gesteckt, sondern in dem bereits beschriebenen Laden an der Ecke sofort umgesetzt. „Was man hat, das hat man“, war schon damals ein gutes Motto.

So wie sich Milchmann, Klüngelkerl und Lumpensammler motorisierten, so hielt auch in der Verwandtschaft der Fortschritt Einzug. Die meisten Soldaten, die den Krieg überlebt hatten, waren aus der Gefangenschaft zurück, und wer sich was zutraute, der konnte gutes Geld verdienen. Das deutlichste Symbol für einen gewissen Wohlstand war neben einer Musiktruhe aus fürchterlich glänzendem Holz natürlich das erste eigene Auto. Bei meinen Onkeln waren das die Typen „Opel Olympia“, „DKW 3/ 6“ und natürlich der „VW-Käfer“ anfangs hinten noch mit Brezelfenster. Wenn man mal bei einem Onkel mitfahren durfte, dann konnte man als Junge natürlich vorne sitzen, egal wie alt man war. Sicherheitsgurte oder gar Airbags waren zu unserem Schutz noch nicht erfunden. Nackenstützen für die Erwachsenen gab es auch noch nicht. Deshalb konnten die Väter und Onkel am Steuer auch noch großkrepelige Hüte tragen, ohne diese zu verbeulen. Kleinere Geschwister, die beim Sitzen noch leicht zur Seite kippten, wurden auf den Schoß genommen, weil es ja auch noch keine Kindersitze

gab. Wenn Mutter auf dem Beifahrersitz saß, dann hockte das Jüngste auch dort auf Mutters Knie, weil man da am besten sehen konnte und es außerdem bei Mami am gemütlichsten war. Als Sicherheitsgurt fungierte Mutters um den Bauch gelegter Arm!

Zu einem „Mercedes“ reichte es nur bei Fabrikanten oder Ärzten. Genau vor Augen habe ich noch den Wagen des Chefarztes vom Coesfelder Krankenhaus, dessen Sohn ein Freund meines Bruders war. Dieser Arzt fuhr einen cremefarbenen Mercedes 220 SE Coupe Kabriolett mit beigen Ledersitzen. Das war ein Auto, von dem schon die Alten sagten: Oh, welch ein Auto!

Mit dem eigenen Wagen gab es für die etwas betuchteren Menschen auch die ersten Urlaube und zwar nicht nur an der See oder im Harz, sondern auch in Italien. Manche fuhren sogar mit dem Wohnwagen dorthin.

Für uns und die meisten meiner Freunde kam das aus finanziellen Gründen nicht in Frage, aber wir haben es auch nicht vermisst!

Leider waren Verwandte oder auch Bekannte nach ihrer Rückkehr aus ihrem ersten Italien-Urlaub der Meinung, sie sollten den Zurückgebliebenen mit einem Bildbericht ihrer Reise eine Freude machen. An diese Einladungen erinnere ich mich nur mit Grausen.

Man wurde also zu einem Dia-Vortrag oder manchmal sogar zu einem Filmabend eingeladen. Meistens brachte man dazu eine Tüte Salzstangen oder ähnliches als Gastgeschenk mit, alternativ drei Freesien oder rosafarbene Nelken.

Das Wohnzimmer der Gastgeber wurde praktisch in ein Mini-Kino umgewandelt. Stühle und Sessel stand in zwei oder auch drei Reihen hintereinander. Bei weißen Tapeten wurden die Bilder einfach an die Wand geworfen, und bei ganz dezent gestreiften Mustern machte man das ebenso. Das gab den stehenden oder laufenden Bildern immer einen besonders interessanten Hintergrund.

Wenn die Wände zu farbig waren, wurde eine Leinwand aufgebaut, die man in der Regel an einem Bilderhaken befestigte. Meistens war das ein irgendwie aufgespanntes Betttuch.

Das Zeigen der Bilder, bzw. das Bedienen der Schmalfilmkamera war natürlich dem Herrn des Hauses vorbehalten.

Wir Kinder waren eigentlich nur am Knabberzeug interessiert und daran, ob es Limonade oder Brause zu trinken gab. Bei Dia-Vorträgen war es außerdem wichtig zu prüfen, wie viele Schachteln mit Bildern es gab. Dann wusste man nämlich, wie lange man aushalten musste.

Das Schlimme an diesen Vorträgen war, dass überhaupt keine Bilder aussortiert, sondern immer alle gezeigt wurden und auch niemand auf die Idee gekommen wäre, den Film irgendwie zu schneiden. Nein, es gab immer für alle von allem das volle Programm.

Die Vorhänge wurden zugezogen, falls vorhanden die Rollos heruntergelassen. In der Regel hatte dann der Hausherr zu wenig Licht, so dass sich dieser Vorgang bisweilen einige Male wiederholte.

Und dann kamen die Bilder, Landschaften und immer wieder Landschaften, Straßen, Bäume, Berge, Seen und auch das Meer, alles in sehr unterschiedlicher Qualität, beim Film häufig auch noch mit blitzenden Querstreifen unterlegt. Und dazu diese Kommentare zu Motiven, die man selbst noch nie gesehen hatte und zu Menschen, die man häufig gar nicht kannte oder zumindest wegen der schlechten Bildqualität auch gar nicht erkennen konnte!

Ich will mich jetzt mal auf diese Dia-Vorträge beschränken, von denen ich noch viele dieser Anmerkungen im Ohr habe, und auch Ihr werdet Euch daran erinnern, wie es da hieß: „Das sind jetzt die Alpen; hier noch nicht, aber gleich. Guckt mal oben rechts ... An den Bäumen könnt Ihr sehen, dass hier viel die Sonne scheint,

das Laub wird schon an manchen Stellen braun ... Dies hier ist ein ganz schöner kleiner Ort. Liesl, wie hieß der noch? Da war doch dieses Restaurant, in dem wir auf der Fahrt gegessen haben ... Jetzt sind wir am Meer. Da hinten, mit der blauen Badehose, das ist Vati. Kann man gegen die Sonne nicht so gut sehen. ... und heiß war das da ... Seht Ihr auf dem Bild, wie unser Robert schwitzt?“ So ging das immer weiter und konnte Stunden dauern. Mit dem Wort „Tortur“ ist das nur unzureichend beschrieben.

Tortur ist ein gutes Stichwort, weil auch der jährliche Auftritt des Nikolaus etwas ähnliches werden konnte. Man war damals ja noch nicht so feinfühlig wie heute, und die Psychologie spielte eine eher untergeordnete Rolle. Im Münsterland trat der Nikolaus nicht alleine, sondern immer zusammen mit dem Ruprecht auf. Während der Nikolaus bei uns im Münsterland wie ein Bischof aussah und nicht wie diese Weihnachtsmänner heute, war der Ruprecht immer ganz schwarz angezogen und hatte dazu noch ein schwarzes Gesicht. Ich habe keine Ahnung, warum das so war; mit Negern hatte es jedenfalls nichts zu tun. Nikolaus und Knecht Ruprecht traten in der Regel nur in großen Sälen auf, meistens für die jeweilige Nachbarschaft. Da saßen dann die Eltern und Großeltern mit ihren Kindern und warteten auf den heiligen Mann. Wenn der dann mit würdigem Schritt den Saal betrat, gefolgt von dem knurrigen und brummelnden Ruprecht mit dem Sack auf dem Rücken, dann wurde uns immer ganz anders, sogar dann noch, als wir gar nicht mehr so richtig an den Nikolaus glaubten. Und dieser Bammel hatte gute Gründe. Der Nikolaus hatte nämlich immer zwei Bücher dabei, ein goldenes und ein schwarzes. Für jedes Kind stand in beiden Büchern etwas und zwar im goldenen, was man im vergangenen Jahr besonders gut gemacht hatte und im schwarzen eine Auswahl aller Übeltaten, zu denen man sich bekennen musste.

Jedes Kind wurde nach vorn gerufen, Geschwister konnten

manchmal auch zusammen „antreten“. Der Nikolaus stand entweder riesengroß vor einem – so kam es uns jedenfalls vor – oder saß in einer gütigen Würde auf einem Stuhl. Wenn er saß, war es schon nicht mehr ganz so schlimm. Er schlug das goldene Buch auf, und dann las er laut vor, was ihm an uns gut gefallen hatte. Dabei hörte man eigentlich gar nicht richtig hin, weil man ja wusste, dass das schwarze Buch auch noch an die Reihe kam. Wenn der heilige Mann dieses Buch aufklappte, dann wurden die Hände schon leicht feucht. Laut und für alle gut zu hören, las dann der Nikolaus vor, was bei jedem von uns nicht so geklappt hatte. Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, haute der Ruprecht dabei immer noch mit seiner Rute ans Bein und grummelte vor sich hin. Geht es Euch auch so, dass man heute noch die Gänsehaut ein bisschen spürt, wenn man daran denkt? Hatte man auch das schwarze Buch überstanden, gab es endlich die ersehnte Tüte, und man durfte wieder auf seinen Platz gehen. Jedenfalls war das in den meisten Fällen so. Ich erinnere mich aber auch, dass eine meiner Cousinen, offensichtlich wegen größerer Übeltaten, am Ende vom Nikolaus keine Tüte, sondern stattdessen vom Ruprecht eine Rute bekam. Das waren schon harte Bandagen, die nicht immer leicht zu ertragen waren. Anfangs wussten wir ja noch nicht, woher der Nikolaus so gut informiert war, aber als wir dann so langsam dahinter kamen, wer uns verpiffen hatte, waren wir auf die Eltern sauer. Aber geändert hat das auch nichts.

Bevor in den folgenden Kapiteln einzelne Bereiche des Lebens in den fünfziger und frühen sechziger Jahren etwas genauer unter die Lupe genommen werden, möchte ich uns noch an die Frauen und Mütter erinnern, die in dieser Zeit nicht nur ihr Leben, sondern oft auch das mehrerer Kinder alleine meistern mussten, weil die Männer im Krieg gefallen, vermisst oder aus der Gefangenschaft noch nicht zurückgekehrt waren. Heute wollen ja viele Menschen durchaus gern als Single leben und manche allein erziehenden

Mütter sind gar nicht böse darum oder tun wenigstens so. Damals mussten die Frauen, ob sie es wollten oder nicht, mit der Situation und dem Leben allein fertig werden. Sie haben es uns Kinder nicht merken lassen, wie schwer das für sie war. Da gab es ja nicht nur das Problem mit dem fehlenden Geld, sondern es war auch niemand da, bei dem man sich mal anlehnen konnte, wenn man nicht mehr wusste, wie es weitergehen soll. Und in dieser Zeit herrschte ja in vielen Köpfen noch die Vorstellung: Einmal Witwe, immer Witwe. Jeder von uns kennt Frauen, die ihre Ehemänner, manchmal sogar den Verlobten im Krieg verloren haben und für den Rest ihres Lebens allein geblieben sind. Unsere Mutter wurde 1946 mit 35 Jahren Witwe und ist bis zu ihrem Tode im Jahr 1987 allein geblieben. Und sie war weiß Gott nicht die einzige, die sich auf diese Weise mit ihrem Schicksal arrangiert hat.

Dass viele Kinder damit auch ohne Vater aufwachsen mussten, war auch durchaus kennzeichnend für diese Zeit. Ob der Vater gefehlt hat, das können die Kinder, denen es so ging wie meinem Bruder und mir, wohl gar nicht mit Bestimmtheit sagen, weil man irgendwie ja etwas nur vermissen kann, wenn man es einmal gehabt hat.

Ich selbst konnte das alles dadurch etwas kompensieren, dass wir heute vier, mittlerweile natürlich erwachsene, Kinder haben. Ich habe nämlich mit ihnen, als sie klein waren, viele Dinge gemacht, von denen ich geglaubt habe, dass mein Vater sie auch mit mir unternommen hätte, wenn er nicht schon mit 35 Jahren gestorben wäre.